



Edith Wölfl

Gewaltbereite Jungen

**– was kann
Erziehung leisten?**

**Anregungen für
eine gender-orientierte
Pädagogik**

Ernst Reinhardt Verlag

EV

Edith Wölfl

Gewaltbereite Jungen

– was kann Erziehung leisten?

**Anregungen für eine
gender-orientierte Pädagogik**

Mit 13 Tabellen

Ernst Reinhardt Verlag München Basel

Dr. phil. *Edith Wölf*, Sonderpädagogin, Rektorin der Wichern-Schule, Schule zur Erziehungshilfe, München

Titelfoto: Andreas Heddergott, Süddeutscher Verlag/Bilderdienst

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wölf, Edith:

Gewaltbereite Jungen – was kann Erziehung leisten? :
Anregungen für eine gender-orientierte Pädagogik ; mit 13 Tabellen /
Edith Wöfl. – München ; Basel : Reinhardt, 2001

ISBN 3-497-01556-3

© 2001 by Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG, Verlag, München

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung der Ernst Reinhardt GmbH & Co KG, München, unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen in andere Sprachen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Ernst Reinhardt Verlag, Postfach 38 02 80, D-80615 München
Net: www.reinhardt-verlag.de Mail: info@reinhardt-verlag.de

Inhalt

Einleitung	9
Teil I Geschlecht und Gewalt	11
1 Mann macht Mann	13
1.1 Männlichkeitskonstruktion und Macht	13
1.1.1 Mann macht Mann, einen richtigen Mann	14
1.1.2 Gender-Regime und hegemoniale Männlichkeit	18
1.1.3 Organe und Organisationen	20
1.1.4 Konstruktionselemente hegemonialer Männlichkeit	24
1.2 Hegemoniale Männlichkeit und Gewalt	29
1.2.1 Gewalt und Geschlecht	29
1.2.2 Rechtsradikale Gewalt und Männlichkeit	32
1.3 Sexualität und Gewalt	35
2 Psychogenese von Gewalt und Männlichkeit	42
2.1 Abspaltung und Feindbildkonstruktion	42
2.2 Entwicklungspsychologische Aspekte von Gewalt	46
2.2.1 Psychoanalytische Erklärungsansätze über die frühkindliche Entwicklung	48
2.2.2 Das Differenzierungsmodell von Irene Fast	50
2.2.3 Der Ansatz von Jessica Benjamin	51
3 Fiktionale Männlichkeit – Männliche Fiktionen	60
3.1 Männlichkeit als Fiktion	60
3.2 Neuere Fiktionen von Männlichkeit – Der mythopoetische Ansatz	63
3.3 Die Stahlgestalt als Prototyp fiktionaler Männlichkeit	67
3.4 Die Funktion von Mythen	70

6 Inhalt

4	Gewalt, Natur und Recht	76
4.1	Gewalt als Rechtsbegriff	76
4.2	Die Normalität von Gewalt	81
5	Muttermacht, Narzissmus und Gewalt	85
5.1	Muttermacht und Muttersein	85
5.1.1	Innenleben, Innenräume und Hausmacht	85
5.1.2	Phantasma Mütterlichkeit	87
5.1.3	Gute Mutter – Böse Mutter	88
5.1.4	Die Rolle des Vaters	92
5.1.5	Mehr Mütterlichkeit	95
5.2	Narzisstische Kränkung und Gewalt	96
5.2.1	Narzisstische Wut und der Glanz im Auge der Mutter	96
5.2.2	Spiegelung oder intersubjektive Begegnung?	99
5.2.3	Lieblose Mütter	101
5.2.4	Die Unfähigkeit zu trauern	104
5.2.5	Narzissmus als soziales Phänomen	106
Teil 2 Erziehung, Gender und Gewalt		111
6	Geschlecht und Gewalt in der Pädagogik	113
6.1	Zur Problematik geschlechtsneutraler Pädagogik	113
6.2	Engendering – Erziehung in Wissenschaft und Praxis	118
7	Dispositionen und Entwicklungsverläufe im Gender-Kontext	122
7.1	Persönlichkeitsstrukturen und Gewaltverhalten	122
7.2	Individualisationstendenzen als Ursache von Gewalt	124
7.3	Physiologische Dispositionen: Hyperaktivitäts- und ADS-Syndrom	127
8	Aggression und Geschlecht	132
9	Geschlecht und Erziehung in Institutionen	140
9.1	Double binds und Gender-Regime in Kindergarten, Schule und Tagesstätten	140
9.1.1	Personen und Funktionen in der Schule	147

9.1.2	Interaktionen und Gender-Regime	149
9.1.3	Lerninhalte	151
9.2	Erziehung in Institutionen und Gewalt	154
9.2.1	Pädagogische Ansätze zur Gewaltminderung	157
9.2.2	Erlebnispädagogik oder Jungenarbeit	163
10	Gender-orientierte Pädagogik und Schulentwicklung	180
10.1	Engendering Schule	180
10.2	Das Schulsystem im Wandel	181
10.2.1	Der personale Bereich und Beziehungsentwicklung	185
10.2.2	Der strukturell-organisatorische Bereich	188
10.2.3	Der inhaltliche Bereich	192
10.3	Konstruktionsräume gewaltfreier	197
	Geschlechterverhältnisse	
10.3.1	Selbstbilder und Gewaltminderung – Die Wertschätzung von Anders-Sein	197
10.3.2	Initiative und Aktivität entwickeln – Freundschaften pflegen	197
10.3.3	Erlebnis- und Verhaltensrepertoire erweitern – den Umgang mit dem anderen Geschlecht lernen	204
10.3.4	Selbstdisziplin entwickeln – Entwickeln einer anderen Moral und Gerechtigkeit	207
10.3.5	Grenzen anerkennen – Konfliktfähigkeit erwerben	211
	Kleines Glossar der Gender-Begriffe	215
	Literatur	217
	Sachverzeichnis	230

Einleitung

Als Erziehungswissenschaftlerin und als Lehrerin sehe ich mich in der Pflicht, Handlungen zu ermöglichen, die Gewaltksamkeit verringern. Gewalt und Gewaltksamkeit sind mit dem Geschlecht intrinsisch verbunden. Dies ist eigentlich bekannt, und dennoch wird, wenn über Gewalt geredet wird, der geschlechtliche Aspekt meist ausgeblendet. Dafür muss es Gründe geben, und diesen nachzugehen ist Teil der Aufgabe, den Ursachen von Gewaltphänomenen einer Gesellschaft auf die Spur zu kommen.

In den Begriffen Geschlecht, Gewalt und auch Erziehung verschmelzen sich das Private und das Öffentliche. (Die wichtigsten Gender-Begriffe sind in einem Glossar am Schluss des Buches erklärt.) Die Begriffe sind keine individuellen Angelegenheiten, sondern stehen immer in Bezug zur Gesellschaft und ihrer Geschichte. Geschlecht, Gewalt und Erziehung sind also relationale Begriffe und somit Teil eines sozialen Prozesses. Wo beispielsweise die häusliche Erziehung nicht hinreichend ist, um Gewaltksamkeit zu verringern, ist die Erziehung durch öffentliche Institutionen aufgefordert, ergänzend und korrigierend einzuwirken.

Sich als Frau mit Gewalt und als Lehrerin mit Gewaltminderung als Erziehungsaufgabe zu beschäftigen heißt, sofort der Frage ausgesetzt zu sein, welche Rolle das Frau-Sein beim Umgang mit diesem Thema spielt. Während sich männliche Wissenschaftler selten sorgen, wie weit ihr Mann-Sein möglicherweise ihre intellektuelle Arbeit beeinträchtigt, wird eine Frau, gerade wenn sie Gewaltksamkeit untersucht, für voreingenommen gehalten. Ihr wird unterstellt, unwissenschaftlich zu sein (weil es ihr möglicherweise an Objektivität gebricht), zu bezichtigen oder gar trivial zu sein. Die Verbindung von Männlichkeit und wissenschaftlichem Denken wird in der Regel immer noch kaum thematisiert. Doch ist Erkenntnis ohne die eigene geschlechtliche Sozialisation als Hintergrundfolie nicht möglich. Das Festhalten an einer objektivistischen Erkenntnistheorie ist selbst einer Geschlechtsspezifität unterworfen.

Bei der Beschäftigung mit Gewalt bedeutet es für mich als Frau nicht, die männlichen Erkenntnisse nur zu ergänzen oder zu korrigieren. Es bedeutet vielmehr, einen grundlegend anderen Standpunkt einzunehmen. Dieser Standpunkt ist jedoch nicht einfach ein symmetrisch anderer, gegensätzlicher, sondern er ist paradox. Er sucht eine Balance zwischen der eigenen geschlechtlichen Ausrichtung und der Überwindung ihrer Be-

grenzungen. Gerade beim Thema Gewalt nicht auch von der eigenen Geschlechtlichkeit auszugehen, heißt teilzuhaben an Abspaltungsvorgängen und Verschiebungen in die Unsichtbarkeit und Unaussprechbarkeit.

Wissenschaftliches Arbeiten im Gender-Kontext ist nicht zu verstehen als Produktion von abschließenden, so genannten objektiven Erkenntnissen, sondern als ein *Lernvorgang*. Dieser ist begründet in der persönlichen Biografie, im individuellen Erkenntnisinteresse und im eigenen sozialen Umfeld. Wissenschaftlichkeit ist somit für mich keine Kampfmetapher der Ausschließlichkeit, sondern eine Möglichkeit der Auseinandersetzung, die die Grundlage von Lernen bildet. Der Sinn einer Arbeit zum Thema Gewalt liegt in der Schaffung eines Transits in die Konstruktionsräume von Geschlecht. Erst dort sind nachhaltige Veränderungen von Gewaltverhältnissen möglich. Dort eröffnen sich Einsichten in ein anderes Imaginäres, in ein Denken jenseits der Geschlechterdifferenz und der damit verbundenen dualistischen Organisation, die allen Feindbildungen zu Grunde liegt. Ich halte Gewaltminderung für eine Aufgabe aller und in besonderer Weise derer, die im Bereich der Erziehung tätig sind. Dieses Buch verfolgt eine pädagogische Utopie, die sich aus der Hoffnung speist, dass Geschlechterdemokratie als Boden für weniger Gewalt in allen Gesellschaften grundsätzlich möglich ist.

Mein Dank gilt den vielen Frauen und Männern, Kolleginnen und Kollegen, die durch Gespräche und Kritik zum Entstehen dieser Arbeit beigetragen haben. Insbesondere gilt mein Dank Hannelore Seeger und Leonie Budjarek, die mir bei der Erstellung des Manuskripts jede erdenkliche Unterstützung gaben. Danken möchte ich vor allem auch Helga Bilden für ihre sorgfältige, fundierte und engagierte wissenschaftliche Betreuung.

München, Oktober 2000

Edith Wölfl

Teil I

Geschlecht und Gewalt

I Mann macht Mann

I.I Männlichkeit konstruktion und Macht

Im Jugendmagazin „jetzt“ (SZ 42/1994) porträtiert G. Eckert einen Jugendlichen in der Titelgeschichte: „Rainer ist böse“ mit dem Untertitel: „Flenn nicht! Rainer zerstört alles, was ihm in die Quere kommt. Gewalt bringt Spaß. Und im Leben gibt es so wenig zu lachen.“ In dem Artikel werden Aussagen über den 16-jährigen Jungen gemacht, die hier zusammengefasst wurden:

Rainer ist ein Arschloch; er ist einschüchternd, unberechenbar, böse. Er spricht nur mit wenigen und nur mit einem sehr reduzierten Sprachverhalten. Er ist laut, „spielt“ mit dem Messer, ist ungeduldig. Er bedroht andere und lacht dabei, sonst ist ihm alles langweilig.

Er nimmt geringfügige Anlässe her, um zu toben, zu brüllen, mit den Möbeln zu werfen. Er ist von einem Augenblick zum nächsten völlig ruhig. Er raucht. Er ist stolz, irgendwie verlegen, irgendwie gleichgültig. Er weiß oft nicht, was er redet. Die Kraftpose, die Willenspose reicht ihm. Er möchte, daß etwas passiert. Er sucht Gefahr im Verkehr und zeigt dabei keine Angst. Er sucht Action und Bewegung durch Rempeln, Zuschlagen, Treten, Laufen, Stampfen, Leute Anpöbeln, Explodieren, einen Mann zu Boden Schmeißen und ihn mit dem Stiefel in den Körper, den Magen und auf den Kopf Treten, Schwitzen, unvermittelt Aufhören, sich verfolgt Fühlen, Lauern. Er betrachtet die Welt wie durch den Fernseher. Er findet Gewalt lustig, hat Spaß am Verarschen, am Treten gegen eine Katze.

Er möchte moralisch diskutieren. Er hat keinen Vater und eine nette Mutter, und das schürt seinen Hass noch mehr, dass seine Mutter so nett ist. Er will taub sein gegen innere Stimmen. Vorwürfe und Bitten der Mutter machen ihn wahnsinnig und stören sein einfaches Weltbild, schwächen ihn und erhöhen seine Lust auf Gewalt. Er provoziert seine Mutter mit Erzählungen seiner Taten. Die Mutter schämt sich. Er will ihr nicht zuhören, weil ihm das den Spaß verdirt. Er geht nach draußen, weil er dort Gewalt, die er Spaß nennt, findet.

Diese Schilderung gibt uns Einblick in das Seelenleben und die Gedankenwelt eines brutalen Jugendlichen, dem jegliche Einsicht verwehrt ist. Er handelt zerstörerisch gegen alles, Sachen, Tiere und Personen, und darauf ist er auch noch stolz. Er ist völlig asozial und wirkt „verrückt“. Er lebt in einer fiktionalen Welt, die er durch Einbrüche der Realität, wie etwa eigene Gefühle oder die seiner Mutter, nicht gefährdet wissen möchte. Er ist „geil auf Gewalt“ (Buford 1992). Gewalt und nur Gewalt macht ihm Spaß und steigert sein Lebensgefühl.

Das Schockierende am Verhalten des Jungen sind nicht nur die Taten allein, sondern vor allem seine völlige Unfähigkeit, in irgendeiner Weise Unrecht zu empfinden. Seine Unfähigkeit und Weigerung, sich in Andere hinzu zu versetzen, führt dazu, dass er sich nur noch gut fühlt, wenn er gewalttätig ist. Sich gut fühlen heißt für ihn, sich großartig fühlen und dazu muss er alles, was sein grandioses Selbstbild in Frage stellt, zerstören. Er hat jede Moral verloren oder nie entwickelt, ist zu ethischem Handeln unfähig und wird dies vermutlich auch durch Strafen nicht werden.

Er und die übrigen „*Brothers in Crime*“ (Pohrt 1997) kultivieren Gewalt. Die Gewalt hat für sie jedoch noch eine nicht so offensichtliche Funktion, sie beweist und inszeniert Männlichkeit. Über ein stark eingeschränktes Verhaltens- und Erlebnisrepertoire demonstrieren und zelebrieren sie das, was sie für männlich halten, das heißt, sie begreifen Männlichkeit als eine gewalttätige Existenzweise. Sie handeln jedoch nicht nur gewalttätig, sondern ihre Denk-, Gefühls- und Körperpraxen sind von Gewalt durchdrungen und gerade dadurch symbolisieren sie Männlichkeit. Gewalt ist somit ein Teil ihrer Vorstellung von Identität, ein Stilmittel, über das Männlichkeit bewiesen und zugleich hergestellt wird. Gewaltsamkeit und Männlichkeit sind intrinsisch miteinander verbunden und konstruieren sich gegenseitig.

Das, was ein Junge wie Rainer unter Männlichkeit versteht, und dieses Beispiel macht es anschaulich, folgt nicht aus der Biologie seines männlichen Körpers oder Organismus', sondern ist Ergebnis eines Sozialisationsprozesses. Aus dem vielfältigen Repertoire an Geschlechterbildern modelliert er sich einen gewalttätigen männlichen Androiden, dessen Konstruktion nicht im Anatomischen, sondern im Imaginären gründet. Um diese Imagination aufrecht erhalten zu können, werden alle Vorstellungen, Empfindungen und Verhaltensweisen, die dieses Modell bedrohen, zerstört, vernichtet oder abgespalten.

Sich mit Gewalt zu beschäftigen heißt immer auch, zu untersuchen, wie Individuen als Frauen und Männer hervorgebracht werden bzw. sich selbst dazu machen (Bilden 1991). Es bedeutet auch, das Zusammenspiel von Männern und Frauen zu analysieren, das dazu beiträgt, Ungleichheit aufrecht zu erhalten durch Gewaltsamkeit, Dominanz und Unterordnung im Geschlechterverhältnis. Gewaltverhalten kann nicht sinnvoll eingeordnet werden ohne Vorstellungen von Männlichkeit und mit Männlichkeit verbundenen Konnotationen.

1.1.1 Mann macht Mann, einen richtigen Mann

Der australisch-amerikanische Sozialwissenschaftler Robert W. Connell stellte 1987 sein Konzept der *hegemonialen Männlichkeit* vor. Der darin

erarbeitete Ansatz löste ältere Vorstellungen von Männlichkeit, Identität und Geschlechtsrolle ab und brachte damit die Diskussion um die Konstruktion von Männlichkeit und seine gesellschaftlichen Folgen in wichtiger Weise in Bewegung. Dieser Ansatz ist für das Verständnis von Gewaltverhalten grundlegend, systematisch und umfassend, weil er in besonders überzeugender Weise dazu beiträgt, Bedeutung und Funktion von Gewaltverhalten zu klären. Außerdem ist ein besonderes Merkmal dieses Ansatzes, dass Gewaltverhalten individuell und zugleich als soziales Phänomen betrachtet wird, das mit dem Verhältnis der Geschlechter eng verknüpft ist.

Was ist unter *hegemonialer Männlichkeit* zu verstehen? Hegemonie, ein von dem deutschen Soziologen Gramsci stammender Begriff, meint die kulturelle Dominanz eines bestimmten Musters. Als Deutungsmuster wird es als kulturell bestimmt angesehen und immer wieder reproduziert. In Kombination mit Männlichkeit bedeutet sie eine herrschende Vorstellung, ein Phantasma von Mannsein, das der einzelne Mann jedoch, und das ist für das Verständnis von Gewaltsamkeit bedeutend, kaum realisieren kann.

Männlichkeit ist dann eine Anordnung von Praxis, die sich um die Position von Männern innerhalb der Struktur von Geschlechterverhältnissen aufbaut. Der Plural „Männlichkeiten“ weist darauf hin, dass es normalerweise mehr als eine solche Anordnung in jeder geschlechtlichen Gesellschaftsordnung gibt (Connell, nach Männerforschungskolloquium Tübingen 1995, 48).

Wenn von verschiedenen Männlichkeiten (masculinities) die Rede ist, wird der Begriff der „Männlichkeit“ dekonstruiert – es gibt dann keine allgemein gültige Definition von Mannsein mehr, sondern stattdessen vielfältige und unterschiedliche „Männlichkeiten“. Diese werden allerdings nicht einfach nebeneinander und gleichwertig gelebt oder gesetzt, sondern unterliegen einer Hierarchie. Es gibt also höher und geringer bewertete Männlichkeiten.

Im Zentrum von Connells Maskulinitätstheorie steht der Begriff der hegemonialen Männlichkeit, also einer mit einer bestimmten Männlichkeit verbundenen Machtstruktur. Hegemoniale Männlichkeit als gesellschaftlich akzeptiertes dominierendes Deutungsmuster von Mannsein gewinnt Kontur über eine doppelte Relation:

1. die gesellschaftliche Dominanz von Männern über Frauen,
2. aus den Beziehungen, die Männer zu anderen Männern haben.

In den Beziehungen von Männern untereinander ist immer auch der Verweis auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern eingelassen. Abge-

werteten Männlichkeiten wird weniger Männlichkeit, Nicht-Richtigkeit oder Weiblichkeit zugeschrieben. Männliche Hegenomie oder hegemoniale Männlichkeit bezeichnet also eine herrschaftliche Systematik, die die differenzierten Subjektpositionen, also männliche Verschiedenheiten, bündelt und zu einer *fiktiven Einheit* zusammen zu schnüren sucht. Ungeachtet aller Differenzen zwischen Männern gibt es verbindende und verbindliche Knotenpunkte als da wären: Die Klassen und Kultur übergreifende Dominanz von Männern über Frauen; die ökonomische Vormachtstellung von Männern; die symbolische, sprachliche, juristische, wissenschaftliche, mediale etc. Repräsentativität des männlichen Subjekts; die Normativität von Heterosexualität; die Idealisierung männerkörperlicher Virilität (Tillner/Kaltenecker 1995).

Damit wird hegemoniale Männlichkeit als eine *symbolische Ressource*, als ein Orientierungsrahmen zur Bestimmung von Männlichkeit fassbar, auf die sich auch „untergeordnete“ und „marginalisierte“ Männlichkeiten beziehen müssen, wenn sie sich um die Bestimmung eines eigenen Ortes bemühen (Meuser/Behnke 1998).

Im gesellschaftlichen Diskurs über das Geschlechterverhältnis ist zwar von der Dominanz von Männern über Frauen häufig die Rede. Die Dominanz von hegemonialer Männlichkeit über andere Männlichkeiten und die damit verbundenen Krisen ist weit weniger im Bewusstsein. Die hegemoniale Form der Männlichkeit ist also nicht die einzige und oft nicht einmal die gängigste oder häufigste Form. Hegemonie ist nicht eine Frage der Kopf-Zahlen, sondern eine der Beziehungen der kulturellen Dominanz, spielt also auch eine Rolle bei der Bewertung ethnischer Gruppierungen und deren Normen. Die Modelle der Männlichkeit gewinnen Gestalt in der Beziehung zur gesamten komplexen Struktur der Geschlechterverhältnisse innerhalb einer Kultur und auch zwischen verschiedenen Kulturen. Verschiedene Männlichkeitsformen existieren in einem Spannungsverhältnis zu hegemonialen Männlichkeitsformen. Jedoch sind die Formen hegemonialer Männlichkeit auch in verschiedenen sozialen Milieus auffindbar. Sie spielen auch eine Rolle bei der Dominierung von aktuell vorhandenen Männlichkeitsmustern in anderen Teilen der Weltordnung. So hat sich beispielsweise der von der westlichen Welt für beruflichen Erfolg stehende Anzug als globales Kleidungsstück einflussreicher Personen durchgesetzt.

Ein wesentliches Merkmal hegemonialer und in diesem Sinne abstrakter Konstruktion von Männlichkeit ist, dass sie dem Prinzip der Differenz gehorcht, der Ausschließlichkeit und der Gegensätzlichkeit. Hinter den Kategorien Männer und Frauen liegt eine binäre Konstruktion, die alle Existenzweisen in männlich oder unmännlich/weiblich codiert. Damit verbunden sind Prozesse der dualistischen Zuschreibung von Eigenarten,

die dann als männlich oder weiblich gedeutet werden. Dieses Verständnis von Zweigeschlechtlichkeit, ist jedoch nicht das Ergebnis oder die Folge eines *natürlichen* Unterschieds, sondern eine *historische* Konstruktion, die die Differenz der Geschlechter erst hervorbringt und die Kategorien „Mann“ und „Frau“ naturhaft, ausschließlich und gegensätzlich erscheinen lässt (Armbruster 1995).

Diese als Selbstverständlichkeit geltende Alltagsüberzeugung der Gegensätzlichkeit von Mann und Frau / männlich und weiblich bei gleichzeitiger Einschränkung des Wertes der weiblich attribuierten Kategorie ist ein konstituierendes Element hegemonialen Denkens. Hegemoniale Männlichkeit bedeutet auch die Verfügung über effektive symbolische Mittel zur Reproduktion ungleicher Machtverhältnisse, ein Aspekt, der in der Geschlechterdebatte regelmäßig vernachlässigt wird. In ihrer Anwendung sieht Connell die Ursache für die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ungerechtigkeit, und in ihr ist Gewalt immanent. Jedoch ist es weniger nackte Gewalt und demonstrativ herausgestellte Dominanz, sondern sie lässt sich als eine Form *symbolischer Gewalt* beschreiben. Diese Gewalt funktioniert nur so lange, wie sie als solche nicht erkannt wird. Sie konstituiert auf der Basis eines kulturell erzeugten Einverständnisses einige gewisse „Komplizenschaft“ zwischen Herrschenden und Beherrschten (Meuser/Behnke 1998).

Die heterosexuelle Paarbeziehung als dominierende und auch Institutionen durchdringende „Normalität“, verbunden mit der Vorstellung männlicher Überlegenheit wird zunächst begründet durch körperliche Verschiedenheit wie Größe, Alter und Stärke. Aus der anatomischen Ungleichheit werden unterschiedliche Interessen abgeleitet, die das soziale Geschehen bestimmen, also in einer Praxis einer hierarchisierenden Differenz verfolgt werden. Hegemonie bedeutet demnach *soziale* Überlegenheit, eine Überlegenheit, die nicht allein auf physischer Gewalt (oder ihrer Androhung) beruht, sondern ein hohes Maß an Einverständnis und Konsensbildung mit den abgewerteten Gruppierungen erfordert. Diese Überlegenheit ist eingebettet in weitreichende und differenzierende kulturelle Prozesse (Männerforschungskolloquium Tübingen 1995).

Hegemoniale Männlichkeit beansprucht Allgemeingültigkeit. Dadurch wird verschleiert, daß sie nur *ein* bestimmtes Modell von Männlichkeit ist. Auf diese Weise wird sie zur Grundlage von Herrschaftsdenken, von Dominanzvorstellungen und auch von Gewalt. Dahinter steht die Vorstellung des sogenannten „richtigen Mannes“. Diese Vorstellung geht einher mit einer Idee von Identität, die Andersartigkeit zur bedrohlichen Fremdheit werden lässt. Unterdrückung der Differenz, Ausgrenzung des Andersseins, Abwertung der Verschiedenheit und Viel-

schichtigkeit führen zu einem Totalitarismus im Denken und Handeln, zu realen und symbolischen Vernichtungen von Andersartigkeit (z. B. Weiblichkeit) im Zusammenhang mit der Höherbewertung des männlichen Geschlechts und aller ihm zugeschriebenen Eigenschaften und Verhaltensweisen.

Allerdings können sich auch Frauen in hegemoniale Männlichkeit „einkaufen“. Sie gewinnen dadurch zwar an Macht, stoßen dabei jedoch mit imitativem Verhalten an Grenzen. Verhaltensweisen, die als weiblich kategorisiert werden, schaffen in der Regel nicht Zugang zu Machtpositionen oder Verfügung über Machtmittel (Armbruster 1995).

1.1.2 *Gender-Regime und hegemoniale Männlichkeit*

Seit den 80er Jahren wird für das Geschlechterverhältnis als sozialer Konstruktion der Begriff *Gender* verwendet. In diesem Buch verwende ich „gender“ als relationalen Begriff. „Gender“ heißt hier sowohl das Verhältnis der Geschlechter zueinander als auch die Selbstdefinition über das eigene Geschlecht. Dagegen hat sich der Begriff „Geschlechtsrolle“ vor allem auch durch die implizierte Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit des männlichen und weiblichen Parts als unzulänglich erwiesen, weil er dadurch zur Verschleierung der Asymmetrie beitrug.

Gender ist das Ergebnis einer Konstruktion und einer Praxis, eines langwierigen gesellschaftlichen Prozesses, und zwar sowohl was den scheinbar natürlichen Geschlechtskörper als auch was die Geschlechtsrollen, -normen und -identitäten betrifft (Maihofer 1994). Gender umfasst nicht nur ein umfangreiches Set an „männlich“ oder „weiblich“ konnotierten Denk- und Gefühlsweisen, Geschlechterrollen und -stereotypen, sondern auch ein vielfältiges Repertoire an Körperpraxen und -gefühlen bis hin zu spezifischen Körperperformen. So ist ein „weiblicher“ oder „männlicher“ Körper auch das (mehr oder weniger bewusste) Ergebnis eines fortwährenden disziplinierenden und formierenden Körpertrainings/-stylings, eines langwierigen Einübens „weiblich“ oder „männlich“ geltender Gesten (des Lächelns oder Lachens oder spezifischer Blicke), eines körperlichen Habitus (wie offene, geschlossene Sitzhaltung) und vieler scheinbarer Kleinigkeiten mehr an körperlichen Modellierungen, Akzentuierungen und Stilisierungen.

Gender bedeutet also eine Struktur, eine *historische kulturelle Konstruktion*. Die Anatomie schlechthin ist zwar auf der einen Seite eine biologische Gegebenheit. Aber auf der anderen Seite wird sie „gelesen“ durch die Brille der kulturellen Konstruktion und kann auch durch Manipulation verändert werden.

Gewaltsamkeit als Gender-Praxis ist dann ebenso wenig als biologisch oder natürlich zu verstehen wie Männlichkeit. Gewaltsame Männlichkeit wird konstruiert über die Definition von allem anderen als negativ: Alles andere ist nichts wert, nicht wichtig, nicht gut. Männlichkeit versteht sich dann in Relation zu anderem als gut, allgemeiner, höher und mächtiger. Noch immer wird unter Gewaltsamkeit mehr physische als symbolische Gewalt verstanden und dadurch der Zusammenhang, die Bedeutung, das Ziel, die Wirkung und die Funktion von Gewaltsamkeit nicht hinreichend beachtet.

Ein überzeugendes Beispiel, wie Weiblichkeit negativ gelesen und dadurch symbolische Gewalt ausgeübt wird, schildert die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken (1992). Darin befasst sie sich mit Freuds Schilderung, wie das männliche Kind die weibliche Anatomie wahrnimmt und „liest“. Freud vermutet, das Kind habe die Vorstellung, die Frau sei kastriert und es verbinde damit die Angst, ihm könne das gleiche Schicksal widerfahren. Mit dieser Lesart ist verbunden, das weibliche Geschlechtsorgan nicht richtig zu erkennen und zu benennen und im Unterschied zum männlichen, ein „Nichts“ zu sehen, einen „Mangel“, ein „Loch“, eine „Abwesenheit“ wahrzunehmen. Dem männlichen Organ Penis steht, wenn nichts wahrgenommen wird, nur ein weibliches Nichts gegenüber, statt ein weibliches Verschieden oder Anders. Das, was man nicht richtig sieht oder nicht sieht, wird mit einem Nichts verwechselt und dies wird außerdem gedacht als Folge einer Verletzung, einer Gewalttat. Auf dieser anatomischen Fehlinterpretation gründet sich dann eine Theorie der Weiblichkeit, die sich in der sozialen und symbolischen Nichtigkeit von Frauen widerspiegelt. Die Phantasie wird nun weitergeführt in der Annahme, die „kastrierte“ Frau träume ständig von der phallischen Vollkommenheit um diesen Verlust wieder auszugleichen, leide also unter Penisneid, und sei erst dann völlig befriedigt, wenn sie als Mutter eines Sohnes endlich über einen Penis verfügt.

Wenn Weiblichkeit mit einem zunächst anatomischen, dann symbolischen „Nichts“ gleichgesetzt wird, ist Männlichkeit „nicht Nichts“.

„An die Stelle der Weiblichkeit, die im Männlichen eine unheimliche Differenz von sich selbst geltend macht, tritt ein idealisiertes, um die weiblichen Anteile bereinigtes männliches Selbstbild, eine eindeutige männliche Identität“ (Vinken 1992, 13).

Kastration als symbolisches Äquivalent des Phallus ist zunächst einfach ein „Lesefehler“, eine falsche Wahrnehmung oder Interpretation von Anatomie und von Differenz. Wenn Weiblichkeit in dieser fehlerhaften Lesart über kein eigenes Organ verfügt, sondern nur eine negative Potenz, eine Verstümmelung oder eine Entstellung bedeutet, dann ist sie un-

heimlich. Sie bewirkt, dass der Mann sich nicht identisch fühlen kann in der Verschiedenheit, sondern nur in der eigenen Totalität, die durch die Auslagerung der ihn zu Recht ängstigenden Kastration auf die Frau entsteht. In dem er seine Angst vor Verstümmelung und Potenzverlust in die Frau projiziert, muss er Weiblichkeit abwehren und bleibt dennoch von ihr abhängig, weil er kein wirkliches Gegenüber wahrnimmt, sondern nur eine Negation seiner selbst. Zugleich entsteht, tatsächlich auf Grund einer Fehlinterpretation von Anatomie, eine tiefer liegende Struktur sozialer und symbolischer Abwertung von Weiblichkeit. Weiblichkeit wird getilgt und symbolisch vernichtet und diese Struktur bewirkt eine Konstruktion von Männlichkeit, die sich total fühlt, weil ihr ein Gegenüber fehlt.

Durch Dekonstruktion wird die Naturalisierung der symbolischen Ordnung in Anatomie zersetzt und die in der symbolischen Ordnung verdrängte Differenz zurück ins Spiel gebracht (Vinken 1990). Die Tilgung des Weiblichen wird aufgehoben durch die Rückgewinnung der symbolischen Bedeutung, ein Vorgang, der Degendering genannt wird.

1.1.3 Organe und Organisationen

Die Konstruktion von Männlichkeit über die symbolische Tilgung des Weiblichen hat nicht nur Folgen für das Geschlechterverhältnis auf der personalen Ebene. Sie hat auch eine Maskulinisierung von Institutionen zur Folge. Die Institutionen in der Gesellschaft generieren immer wieder hegemoniale Männlichkeit und dieser Prozess ist vermutlich noch nicht abgeschlossen. Die persönliche Praxis kann nicht von ihrem institutionellen Kontext getrennt werden, da die meisten menschlichen Aktivitäten, trotz der starken Betonung der Individualität, institutionell eingebunden sind (Connell 1987).

Da die Konstruktion von Männlichkeit kein nur individuelles Unterfangen ist, besteht ein weiteres Element hegemonialer Männlichkeit darin, homosoziale männliche Verbände zu gründen. Es wird eine „reine“ Kategorie von Männlichkeit extrahiert, die sich auf paradoxe Weise zugleich in einer heterosexuellen Paarbeziehung und in einem „homosozialen Verband“ institutionalisiert. Paradox ist sie deshalb, weil dieser Verband nur auf der Basis eines heimlichen Begehrens zwischen heterosexuellen Männern funktioniert, so dass erst die verworfene Homosexualität ihren herrschaftlichen Zusammenhalt garantiert und doppelt paradox, weil die gesellschaftliche Normierung der Heterosexualität den homoerotischen Bezeichnungs- und Handlungspraxen in den gesellschaftskontrollierenden Männerbünden (in Wirtschaft, Politik, Sport, Kunst und Wissenschaft) widerspricht (Butler 1995; Tillner /Kaltenecker 1995).

Connell nennt vier Orte, Milieus oder Konstruktionsräume als besonders bedeutsam in der gegenwärtigen Organisation der Geschlechter: den *Staat*, den *Arbeitsplatz/Arbeitsmarkt*, die *Straße* und die *Familie*. Hier herrscht ein *Gender-Regime*, ein Begriff, der nicht nur auf die personalen, individuellen Beziehungen angewendet wird, sondern auch eine konstitutionelle Struktur der Gesellschaft ist.

Die „Straße“ ist ein besonders gutes Beispiel für einen Ort, an dem ein *Gender-Regime* ausgeübt wird. Für Frauen ist sie ein Ort der Einschüchterung, der möglichen sexuellen Belästigung, der persönlichen Gefährdung, die auch dann wirksam ist, wenn keine reale Bedrohung vorhanden ist. Sie kann auch zum Kampfplatz für Gangs werden und auch zur Bühne für die Selbstdarstellungen und Stile, auf dem sich ein „Theaterstück“ abspielt mit Akten und unterschiedlichen Akteuren. Auf der Straße sind die Arbeitsteilung, die Machtstrukturen und das Interaktionsspiel zwischen den Geschlechtern und innerhalb des männlichen Geschlechts konkret auffindbar.

Männlichkeit ist ein konstitutioneller *Aspekt von Institutionen* und sie wird im institutionellen Leben produziert, genauso wie sie ein *Aspekt von Persönlichkeit* ist und in zwischenmenschlichen Beziehungen produziert wird. Der Terminus *Struktur der Geschlechter* bedeutet also viel mehr als lediglich eine Interaktion zwischen Mann und Frau, ist weitaus vielschichtiger und komplexer, ist hineingewoben in Wirtschaft und Staat, in Familie und Sexualität und diese Struktur ist historisch geworden und dadurch auch veränderbar. Hegemoniale Struktur bezieht sich dann auf eine Reihe von Umständen und Mittel, in denen Macht gewonnen und bewahrt wird. Wenn wir uns mit Gewalt befassen, ist deshalb eine Beschränkung auf die personale oder individuelle Ebene nicht hinreichend.

Die Tilgung von Weiblichkeit finden wir auch wieder im Ausschluss von Frauen aus den Zentren der Macht. In ähnlicher Weise werden auch marginalisierte und abgewertete Männlichkeiten, wie etwa Homosexualität, durch Machtausschluss unsichtbar gemacht. Politik ist immer auch Geschlechterpolitik.

Der Staat institutionalisiert hegemoniale Männlichkeit und zugleich wendet er große Energie auf, sie in Schach zu halten. Er ist jedoch von sich aus genauso wenig naturgemäß patriarchal, sondern er ist historisch als patriarchal konstruiert durch einen politischen Prozess, dessen Ausgang offen ist.

In der Arbeitswelt herrscht ebenfalls eine hierarchische Differenz, nämlich die gesellschaftliche Zuschreibung von Tätigkeiten als „Männerarbeit“ oder als „Frauenarbeit“ und die Definition von Tätigkeiten als mehr oder weniger männlich. Auch wenn der Staat sich bemüht, durch Quotierungen oder andere Fördermaßnahmen, diesen Definitionen ent-

gegen zu wirken, so bestätigen doch gerade diese Fördermaßnahmen die tatsächliche Ungleichverteilung von Macht. Die Folge dieser Differenz sind soziale Ungerechtigkeiten wie beispielsweise ungleiche Gehälter, geschlechtsbezogene Segregation von Arbeit, die nicht hinreichende öffentliche Kinderbetreuung und die ungerechte Versorgung mit Rente im Alter. So trifft die Verschlechterung der sozialen Lage in Deutschland in hohem Maße Frauen und Kinder, ohne dass dies expliziert würde und ins Bewusstsein von Frauen und Männern vordringen würde. Connell spricht von einer Feminisierung der Armut (1987). Auch die Definition dessen, was man überhaupt als Arbeit bezeichnet, also die Ausklammerung aller Tätigkeiten aus dieser Bezeichnung, die etwa in der Familie unentgeltlich durchgeführt werden, gehört zur hegemonialen Definitionsmacht.

Zwischen der Geschlechterordnung und dem Arbeitsmarkt besteht eine Analogie, die zur Interdependenz wird, wenn man die Zugangschancen zu gesellschaftlichen Schlüsselpositionen untersucht. Zu diesen gehört als „Türöffner“ ein „männliches“ Verhaltensrepertoire. Als vorteilhaft erweisen sich neben breiter Allgemeinbildung ein souveränes Auftreten, das gleichzeitig Initiative, Tatkraft und Entscheidungsfreudigkeit ausstrahlt. Hoch bedeutsam ist die Kenntnis ungeschriebener Regeln, das Wissen über eine angemessene äußere Erscheinung, die jeweils angebrachten Begrüßungszeremonien sowie ein stimmiges Verhalten gegenüber ranghöheren und rangniedrigeren Personen (Meuser/Behnke 1998).

Damit deutet sich bereits an, dass selbst überragende fachliche Qualifikationen Frauen dennoch nur in Ausnahmefällen in die Männerbünde der Führungsmächte in Politik, Justiz, Wirtschaft und Verwaltung vordringen lassen. Insbesondere der männerbündische Charakter des Top-Managements in Verbindung mit vorurteilsgesättigten Geschlechterbildern führt dazu, dass Frauen im Management von vielen Organisationsmitgliedern als Fremdkörper in diesem männlich dominierten Teil der Organisation empfunden werden und am Aufstieg in höchste Positionen der betrieblichen Hierarchie gehindert werden, und dies umso heftiger, je mehr Verfügung über Machtmittel mit dem Erreichen einer Position einher gehen (Lange 1998). Es entstehen „Männerdomänen“ (Rastetter 1994). Darunter sind „Herrschaftsgebiete“ zu verstehen, die einen Anteil von weniger als 15% weiblicher Mitglieder aufweisen. Männerdomänen als Reproduktionsinstitutionen hegemonialer Männlichkeit lassen sich sowohl in horizontaler, als auch in vertikaler Schichtung fest machen, wobei die Hierarchie einer der wichtigsten Geschlechter trennenden Faktoren ist. Da die meisten Organisationen hierarchisch aufgebaut sind, ist die asymmetrische Geschlechterverteilung über Hierarchien praktisch überall zu finden.

Für den männerbündischen Charakter gelten folgende Merkmale: Der Zugang ist schwierig. Die Aufnahme ist an Bedingungen, an besondere Initiationsgepflogenheiten gebunden. Die Zugehörigkeit gilt als ein Privileg und unterliegt einem selbstverordneten strengen Reglement. Es herrschen Prinzipien von Brüderlichkeit und Gleichheit, die begleitet sein können von latenter, aber geleugneter Homosexualität, Frauenfeindlichkeit, Kameradschaft, Bereitschaft und Rituale zur Verschwörung.

Diese Organisationsformen zeigen sich gegenüber Modernisierungen außerordentlich resistent. Selbst wenn in familiären Geschlechterkonzepten die patriarchalen Strukturen partiell abgelöst werden infolge der feministischen Geschlechterbewegung, also in der Institution Familie die Geschlechterhierarchisierung abgebaut wird und aus Männlichkeitsvorstellungen verschwindet, so ist doch die Arbeitsmarktorganisation bezüglich der Machtverteilung wenig innovativ, sondern eher so restaurativ, dass die Struktur des Arbeitsmarktes den Interessen junger Paare kaum entgegen kommt. Manche vermuten, dass eine weit größere Zahl von Männern und Frauen für eine symmetrische Teilung der Familienarbeit wäre, wenn die Struktur des Arbeitsmarktes dies erlaubte. Die faktische Arbeitsteilung gibt es demnach nicht mehr wegen, sondern trotz eines in Veränderung begriffenen Geschlechterverhältnisses. Sie zwingt Männern und Frauen, die eine Änderung wünschen, eine in ihren Augen überholte Lebensform auf.

Mit der Beibehaltung des männerbündischen Charakters beispielsweise im Top-Management sind wesentliche Vorteile, nämlich Zugriffe über Ressourcen wie etwa Geld, Wissensverteilung, Forschungsmittel und machtvolle Beziehungen verbunden. Die Verfügung über Ressourcen ist es, die Männer attraktiv für andere Männer und Frauen macht. Der Mangel an Verfügungsgewalt darüber macht Frauen unwichtig. Wird Macht an Frauen abgegeben, ist mitunter die Institution oder Organisation, die Firma, der Staat oder eine Partei in einer existentiellen Krise (Trümmerfrauen-Syndrom). In der Regel werden immer noch männliche Nachfolger für Leitungsfunktionen bevorzugt. Dies scheint Vorstellungen von Selbstverschaffung und Autonomie zu symbolisieren als Überwindung der Abhängigkeit von Frauen. Dadurch werden individuelle und institutionelle zwischengeschlechtliche Asymmetrien verstärkt.

Weiblichkeit zugeschriebene Haltungen wie Verletzbarkeit, Schwäche, Emotionalität, Leidenschaft, Angst, Unsicherheit, Passivität und enge persönliche Bindungen werden für eine dominante Position als Bedrohung erlebt. Dies führt dazu, dass insbesondere Frauen, aber auch Männer, die dem Bild Konkurrenz orientierter Männlichkeit nicht entsprechen können oder wollen, von Benachteiligungen und Diskriminierungen betroffen sind.